Aus handschriftlichen Aufzeichnungen übertragen.

Walter Schmithals / Predigt im Kantatengottesdienst / Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche

- 4. November 1989 / Kantate 55 „Ich armer Mensch, ich Sündenknecht“
- Schriftlesung: Philipper 1, 3 – 11 und Matthäus 18, 23 – 35

„Ich armer Mensch, ich Sündenknecht“ – was soll das, fragte mich dieser Tage ein alter Herr, und ein junger Mensch wird erst recht so fragen. Ich antwortete, der Dichter der Kantate habe sich mit diesem Ausdruck offensichtlich an einen Satz des Apostels Paulus angeschlossen, der im Römerbrief (7, 14) schreibt, er sei „unter die Sünde verkauft“. Darunter könne er sich erst recht nichts vorstellen, erwiderte er; „armer Mensch“, das verstünde er noch, aber „Sündenknecht“ – wir seien doch schließlich nicht alle Schwerverbrecher. Damit hat er recht, zumal ja auch der Apostel Paulus selbst alles andere als ein unmoralischer Mensch war. Vor seiner Bekehrung hat er, so schreibt er selbst, streng nach dem Gesetz Gottes gelebt und als Christ und Apostel empfiehlt er den Gemeinden nicht ohne Grund, sie sollten sich an seinem Lebenswandel orientieren. Wieso also: „unter die Sünde verkauft“, „Knecht der Sünde“? Offensichtlich ist uns nicht nur diese Sprache fremd, sondern auch die in ihr angedrohte Sache. Von welcher Knechtschaft und von welcher Sünde ist hier die Rede?

Um diese Frage zu beantworten, erinnern wir uns dessen, dass vor 200 Jahren in Paris die Französische Revolution ausbrach. Als Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ausgerufen wurden, ging eine Woge der Begeisterung durch Europa, von der wir noch heute erfasst sind, wann immer wir die Einhaltung der Menschenrechte – Freiheit und Gleichheit – verlangen; und in vielen Kirchen wurde damals ein Tedeum angestimmt: Großer Gott, wir loben dich.

Dies Tedeum verstummte indessen bald und lähmendes Entsetzen breitete sich aus, als die Schreckensherrschaft der Jakobiner die Tötungsmaschine – die Guillotine – in Betrieb setzte. Was war geschehen? Es war geschehen, dass man nicht mehr nur eine <u>bessere</u> Gesellschaft, sondern die <u>gute</u> Welt schaffen und alles Böse und Unvollkommene vernichten wollte.
Im Überschwang der Umwälzung wollte man nicht mehr anerkennen, dass dem Menschen Grenzen gesetzt sind. Der Mensch selbst wurde zum höchsten Wesen für den Menschen, er wurde sich selbst sein Ursprung und sich selbst sein Gesetz. Wo immer aber der Mensch sich auf den Thron Gottes setzt, wird das Böse für ihn unerträglich. Nun muss er <u>auch</u> sein eigener Erlöser sein. Das Böse muss in einem letzten Kampf besiegt werden, damit das Himmelreich auf Erden anbricht. Dies gute Ziel rechtfertigt auch Ströme von Blut.

Seitdem schlagen immer neue Wellen der Tollheit im Guten über Länder und Erdteile, die uns mit dem ganz Bösen überschwemmen. „Gutes meinen, macht viele Leute weinen“ ist ein Sprichwort, das schon Luther gerne brauchte.
Die Verheißung der klassenlosen Gesellschaft hat unter Stalin und Mao vielen Millionen Menschen das Leben gekostet. 30 Millionen sollen es allein in China gewesen sein. Hitlers Versuch, die Menschheit mit einem 1000-jährigen Reich zu beglücken, hat uns und die Welt an einen Abgrund von Schuld und Schrecken geführt. In unseren Tagen erleben wir, wie jenseits von Mauer und Stacheldraht ein ganzer Völkerblock, der zur Sonne und Freiheit aufgebrochen war und zu eben diesem Zweck den Menschen erniedrigte und unterdrückte, endlich nach Wegen aus dieser Verstrickung sucht.

Man war im Besitz der Moral und demoralisiert das Volk. In dem allen erfahren wir, dass nicht der Wille zum Bösen das größte Unheil ist.
Auch er richtet viel Unheil an; aber er weiß, was er tut. Viel unheilvoller ist der böse Wille zum Guten, der aus der Selbstvergötterung und Selbstherrlichkeit des Menschen erwachsende Wahn, der Mensch sei gerufen, das ganz Gute zu verwirklichen.
Denn wer diesem bösen Willen zum Guten erlegen ist, weiß nicht mehr, was er tut und ist blind dafür, dass er nicht das Gute erreicht, das er will, sondern das Böse, das er nicht will.

Davon spricht Paulus, wenn er sagt: „unter der Sünde verkauft"; das bedeutet, „Knecht der Sünde zu sein".

Unsere moralischen Fehler können wir leicht erkennen, wenn es uns auch oft schwer fällt, sie zuzugeben. Aber die stärkere Fessel legt uns unsere Selbstherrlichkeit, unsere Selbstgerechtigkeit im Guten an; denn sie macht uns ein gutes Gewissen und schließt uns so ausweglos in ein Gefängnis ein, das wir uns selbst errichten.

Sind wir uns nicht dessen, was gut und wahr und richtig ist, oft so gewiss, dass wir damit auch den Anderen beglücken wollen und gar nicht merken, dass wir ihm damit die Luft zum eigenen Leben abschneiden? Viel Unheil entsteht zwischen Eltern und Kindern, zwischen Mann und Frau, zwischen Geschwistern und Nachbarn, wenn der eine seinen Nächsten, den die Bibel Gottes Ebenbild nennt, nach seinem eigenen Bild bilden will.
Und weil wir den guten Willen tun, merken wir gar nicht, dass uns das Böse gefangen hält.
„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" – das ist ein gutes Wort und findet unser aller Zustimmung. Aber während wir es gerne so auslegen, dass wir den Nächsten mit unserem Guten beglücken wollen, legt der Apostel Paulus es mit den Worten aus: „Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses" (Römer 13, 10). Die Liebe lässt dem Nächsten die Freiheit seines Weges und wenn sie dies, was oft der Fall sein mag, mit sorgenvoller Mahnung tut, tut sie es doch in dem Vertrauen, dass Gott auch auf krummen Linien gerade schreiben kann.

Liebe Gemeinde
Es ist also letzten Endes nicht unsere Bosheit, sondern unsere Selbstgerechtigkeit, die uns in dem festhält, was mit dem „Ich armer Mensch, ich Sündenknecht" gemeint ist.
Wer seinen Gott verloren hat, hat kaum eine Alternative, als sich an sich selbst festzuhalten.
Aber auch fromme Menschen können sprechen: Gott ich danke dir, dass ich nicht so bin wie die anderen Leute. Es fällt uns schwer, uns an Gottes Gnade genügen zu lassen und mit leeren Händen vor ihn zu treten. Aber nicht jener Mensch ist arm, der sich die leeren Hände füllen lässt, sondern der sie voll wähnt und vergisst, dass wir nichts in diese Welt gebracht haben und darum auch nichts aus ihr mitnehmen können, auch unser bestes Wollen und unsere besten Werke nicht.
So schließt der Text der Kantate nicht von ungefähr mit dem „So nimmt mich Gott zu Gnaden wieder an" und der Schlusschoral nimmt diese Gewissheit auf.

„Gnade" bedeutet mehr als der gönnerhafte Erlass von Schuld. Der wird uns auch teil. Aber Gnade erschöpft sich darin nicht. Dass Gott uns gnädig ist, heißt, dass er uns nicht in der Knechtschaft belässt, in der wir bei uns selbst gefangen liegen, weil wir meinen, es käme letzten Endes auf uns an, allein auf uns, wenn es um uns geht.

Es kommt in vielem auf uns an.
Aber wenn es um uns selbst geht, kommt es allein auf Gott an. Das Resultat aller menschlichen Selbstherrlichkeit ist der Tod, die Gnade aber führt in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes.

In Vielem dürfen wir zu Neuem aufbrechen; das macht menschliches Leben so interessant.
In dem Einen, was not tut, müssen wir allezeit zurückkehren zu dem Ersten, dem Ursprung, zu dem Wort, das am Anfang war und das ewig bleiben wird; und das Wort, das den Namen „Jesu Christi“ trägt, spricht nicht von unseren Werken – weder von unseren guten noch unseren bösen -, sondern von Gottes Gnade.